

Wattwil im Jahr null nach Heberlein : Bruchstücke einer Mentalitätsgeschichte

Autor(en): **Brändle, Rea**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Toggenburger Jahrbuch**

Band (Jahr): - **(2002)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-882867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wattwil im Jahr null nach Heberlein

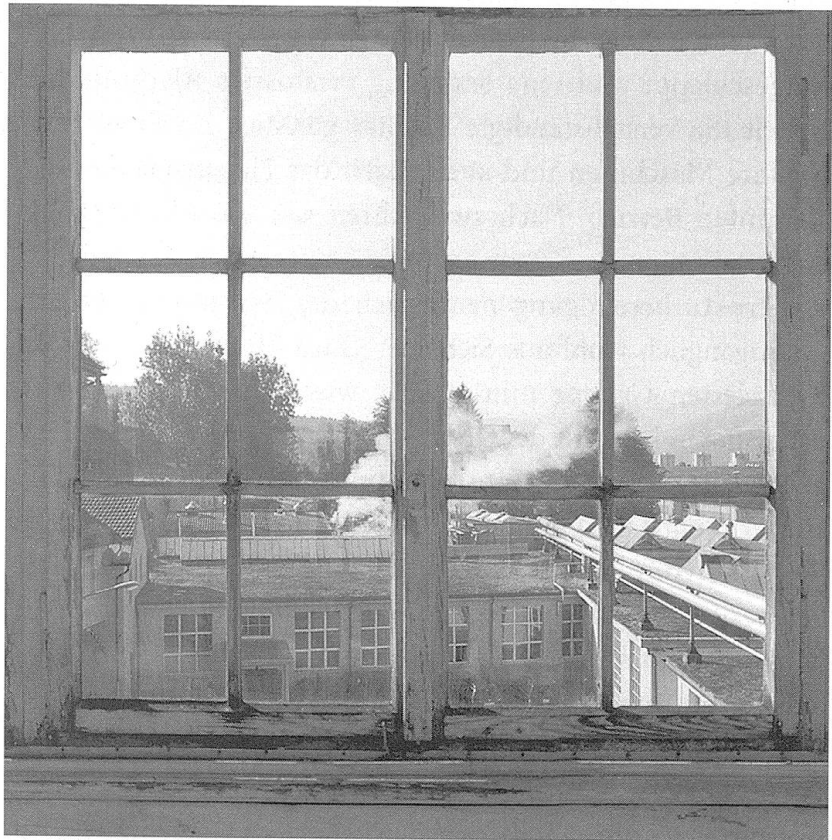
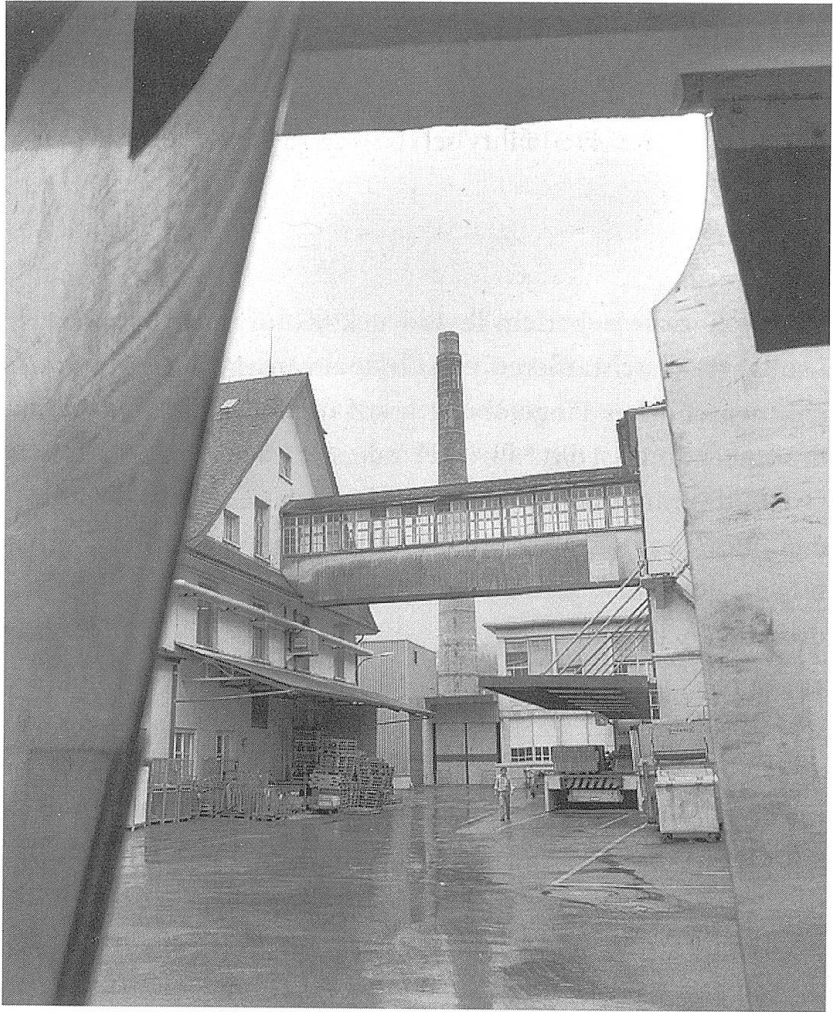
Bruchstücke einer Mentalitätsgeschichte

Würde man die Heberlein Textildruck AG auf einer Ostschweizer Landkarte ausschaffieren, entstünde ein ansehnlicher Fleck. Wie ein menschlicher Fingerabdruck auf der Talsohle: 55 000 Quadratmeter umfasst das Fabrikgelände, seit Menschengedenken im Ortsbild verankert, von den spalierbewachsenen Backsteinfassaden über das Dampfkesselhaus, die zahllosen Anbauten, Querflügel, Beton- und Shedhallen bis hinauf zum Glaspalast vor den drei Hochhäusern.

Rea Brändle (Text) / Guido Baselgia (Photos)

Man hält sich gern ans Sichtbare. So ist der ganze Komplex zum Wahrzeichen geworden, symbolisch aufgeladen bis zum heutigen Tag, ungeachtet der Tatsache, dass die Fabrik mit der holdinginternen Entwicklung immer weniger mithalten konnte. Seit längerem schon ist der Anschluss zum Mutterkonzern, der Gurit-Heberlein, inkompatibel geworden, der Textilbereich zum Relikt, als unrentabler Zweig noch ein paar Jahre mitgeschleppt und 1999 endgültig verstossen. Als Abfindung erhielt die verselbständigte Tochter günstige Leasingverträge für ihre Maschinen und auf Lebenszeit das Hausrecht im angestammten Betrieb. Nach zwei Jahren war das Abenteuer beendet.

Strukturbereinigung nennt sich das, weltweit praktiziert, unumgänglich wohl aus Sicht der Gurit-Heberlein, einer klar fokussierten Gruppe mittlerweile, wie 1999 im Jahresbericht nachzulesen ist: «Aus dem Textilunternehmen vergangener Jahre ist in mehrstufigem Transformationsprozess ein Technologiekonzern entstanden, dessen Erfolg auf einem umfassenden Know-how im Bereich chemischer und synthetischer Materialien basiert.» Zu fast 95 Prozent wird der Umsatz, rund 700 Millionen netto, im Ausland realisiert, und so gesehen ist die Verwunderung von Konzernchef Rudolf Wehrli verständlich: «Als Unternehmen wird Heberlein viel grösser wahrgenommen, als es wirklich ist. Es hat in der Tat einst dominiert zwischen Wil und Wildhaus, mit über 2500 Mitarbeitern zu Spitzenzeiten. Am



Ende aber waren hier noch 220 Leute beschäftigt, das steht in keinem Verhältnis zum Medienecho.»

Es gebe kein Recht auf Arbeit vor der Haustür, pflegt er in Interviews anzumerken, fährt selber seit gut fünf Jahren täglich von Richterswil über Seedamm und Ricken in sein Büro nach Wattwil. Da erübrigt sich die Frage, warum er sich nicht, wie seine Vorgänger, im hiesigen Gemeindeleben engagiert, als Schulrat, Mitglied der Spitalkommission oder im Orchester. Nicht dass sich das auf die Konzernentwicklung hätte auswirken können, zu Zeiten der Global Players, vielleicht aber wäre Rudolf Wehrli weniger erstaunt über ein Gefühl der Ohnmacht, das sich breiter Kreise bemächtigt.

*

Dank Heberlein bin ich von klein auf vertraut mit der Magie, die von einem eingekreiselten R ausgeht. Helanca® sei eine Erfindung und zugleich ein Schutz, hörte ich die Erwachsenen sagen, niemand dürfe Helanca kopieren, auf Jahre hinaus gehe es deshalb dem Toggenburg gut. Es gab auch andere Stimmen. Jede Frist laufe einmal aus, warnten sie, dann, Gnad uns allen, sei's mit dem Wohlstand vorbei. Ach was, wurden sie übertönt, bis dahin hat Heberlein längst etwas Neues erfunden. Wie tröstlich das klang, vor bald vierzig Jahren, und doch war es immer wieder eine Erleichterung, Helanca® in Leuchtschrift an der Fabrikwand zu lesen, wenn ich durchs Rickentunnel aus den Schulferien heimkam. Denke ich heute ans Werweissen zurück, berührt mich der Umstand, dass beide Seiten recht behielten.

So muss das seit je gewesen sein. Wo immer man die Firmengeschichte aufschlägt, eingedenk der zahllosen Krisen im Textilgewerbe, jedes Mal läuft das bei Heberlein auf eine Erfindung hinaus. Angefangen hatte es damit, dass der Garnfärber Georg Philipp Heberlein aus Braubach/Nassau sich im Toggenburg niederliess, einem Landstrich traditioneller Heimarbeit. Statt weiterzuwerkeln mit pflanzlichen Extrakten wie Indigo, Rotholz und Querzitron, konnte er 1857 an der nationalen Industrieausstellung in Bern ein Sortiment von 224 Farbtönen präsentieren, als bedeutender Zulieferant der Buntweberei. Und noch ehe diese ins Stocken geriet, hatten seine Enkel Georges und Eduard, promovierte Chemiker beide, den Familienbetrieb auf Textilveredelung umgestellt. Mit Schwefelsäure und tiefgekühlter Natronlauge holten sie aus dem Baumwollstoff crêpeartige Effekte heraus, seidenen Glanz und transparente Musterrungen, so fein wie handgemachte Spitzen, in den USA wurden

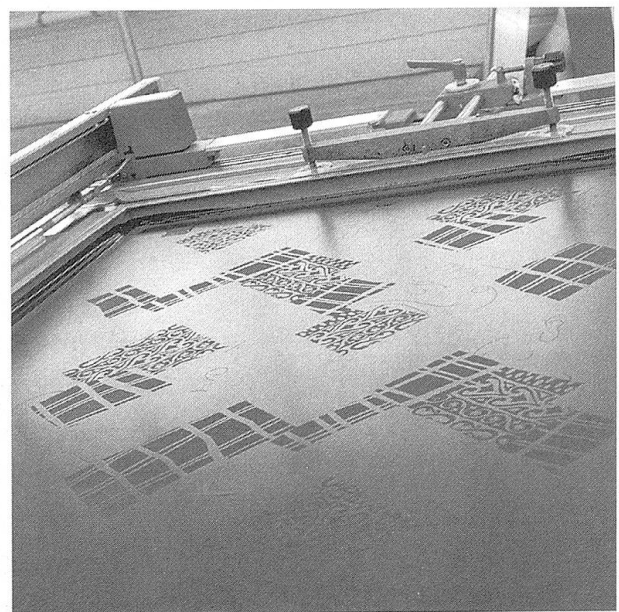
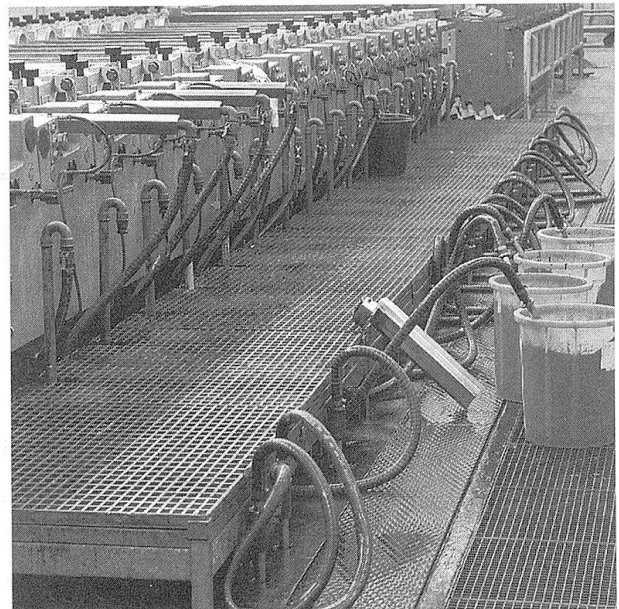
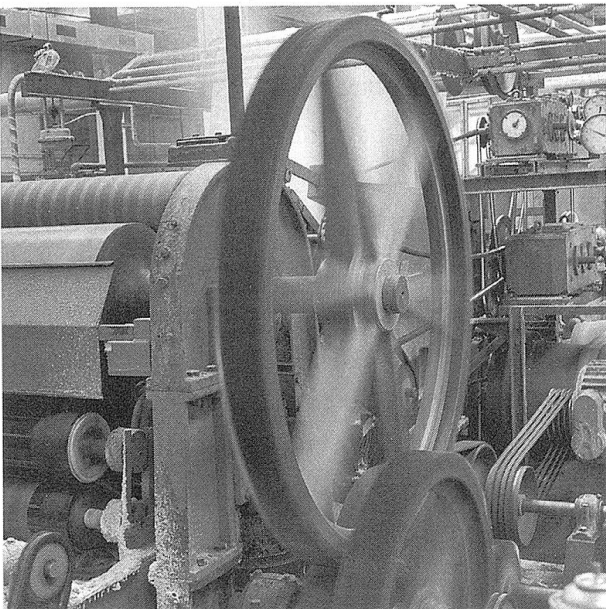
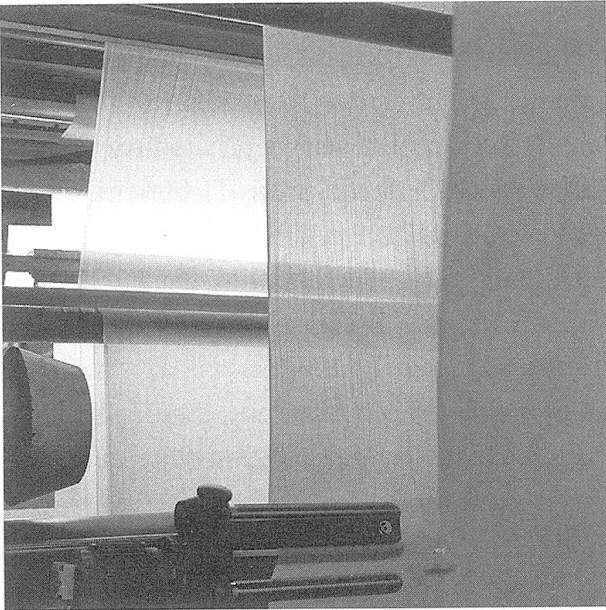
sie Swiss Finish genannt. Es folgten weitere Erfindungen, Hecowa, Heperla, Hecofix, Hevella sowie erste Experimente mit gekräuselten Kunstfasern, rechtzeitig bevor im Zweiten Weltkrieg sich der Import von Baumwolle verknappte. Das war der Durchbruch für Helanca®, das Heberlein & Co bis in die 60er Jahre weltweit 131 Lizenzverträge eintrug.

Auch für die nähere Zukunft war gesorgt. Während in den Dörfern über die Folgen des auslaufenden Helanca-Patents spekuliert wurde, hatten die Urenkel des Garnfärbers – neben der Perfektionierung von Stoffdruck und Textilveredelung – neues Terrain erkundet, mit einem Prototyp für Kunstfaserproduktion, der Falschzwirnmachine. Bis zu 600 000 Spindelumdrehungen schaffte sie pro Minute, täglich 24 Stunden und länger, ein ununterbrochenes Vibrieren während 365 Tagen im Jahr. In der neuen Maschinenfabrik wurde das Wunderwerk seriell hergestellt und vermarktet, international so erfolgreich, bis man sich infolge weltweiter Überproduktion von Helanca-Garn das eigene Grab zu schaufeln begann. Die Maschinenfabrik samt Glaspalast wurden abgestossen, aus der Falschzwirnmachine indes das Luftverwirbelungsverfahren und winzige Schlüsselemente weiterentwickelt, im Bemühen, den Synthetikgeweben ein natürliches Outfit zu verleihen.

Mikrodüsen, Falschzwirn, Helanca, Textilveredelung, Buntweberei, ja, im Rückblick will es einem als groteske Pointe vorkommen, dass aus der Toggenburger Linie im Gurit-Heberlein-Konzern einzig die Fasertechnologie überlebt. Für Wattwil sind das rund hundert Arbeitsplätze, vorwiegend High-Tech, derart spezialisiert, dass sie bei allen Wachstumsprognosen nie die verlorenen Stellen im Textildruck ersetzen können. Mit Letzterem verschwindet im Toggenburg auch ein Auffangbecken. Da fällt mir der Satz ein, den ich oft gehört habe als Kind, von Bauern, Ladenbesitzern, Handwerkern: Wenn alle Stricke reissen und mein Gewerbe sich nicht halten lässt, bleibt mir immer noch der Heberlein.

*

Als einer der Ersten habe er von der Schliessung erfahren, sagt Personalchef Gian Pasqualini, und doch sei es ihm wie allen ergangen. Man habe nicht wahrhaben wollen, insgeheim, dass die Tage unwiderruflich gezählt waren und nicht in letzter Minute das Blatt sich wenden könnte, und so wird der 31. Mai 2001 als etwas Unglaubliches in Erinnerung bleiben: Das Werkktor offen wie immer, tickend die Stempeluhr, die Kontrollkarten



ordentlich im Ständer. Die vorderen Abteilungen sind bereits stillgelegt, seit Tagen die Tröge in der Bleicherei ausgewaschen, Cuvetten und mobiles Gerät aufgereiht, beschriftet mit den Namen der künftigen Besitzer. In der Färberei treffe ich einen Schulkollegen. Wir reden von früher. Scheiss-Heberlein, sagt er plötzlich, doch was hilft's, wem könnte ich schaden mit meiner Wut. Nein, auch hier gibt es nichts mehr zu tun, der Boden leergefegt, und immer noch ist einer am Wischen, als müsste selbst die letzte Schicht tadellos abverdient werden.

Drüben in der Appretur rollt ein sonnengelber Voile durch die Maschine. In der nächsten Anlage rotieren die Tarnfarben der Schweizer Armee, daneben Wildwestmotive, Tapeten für amerikanische Einfamilienhäuser vermutlich, und pausenlos lässt der neue Injetprinter auf blassgrünem Stoff eine lila Riesentulpe wachsen. Er tut dies mit aufreizender Langsamkeit, könnte schon jetzt in einem einzigen Arbeitsgang 275 Farbnuancen drucken und wird vor allem an Tempo zulegen müssen, bis er als Erfindung dereinst ausgereift ist. Nun wird er nach Frankreich verkauft.

In den Rollwagen warten weitere Stoffbahnen, Design vom Feinsten, man wird noch einige Tage über den Kündigungstermin hinaus beschäftigt sein, weil im letzten Moment etliche Aufträge hereinkamen von Kunden aus der Heimtextilbranche, denen plötzlich die Augen aufgingen, was sie mit Heberlein verlieren. Zu spät. Schade, ja, schade für Heberlein, und in gebrochenem Deutsch fragt mich ein junger Mann, ob mir klar sei, wie lange es diese Firma gebe. Hundertsechundsechzig Jahre, sagt er, und heute ist Schluss. Sonst ist kaum ein Wort zu hören. Nur vor den Fernsehkameras werden die Stimmen lauter.

Am selben Nachmittag noch hätte der Firmenschriftzug vom Fabrikdach demontiert werden sollen, auf Anordnung eines Aktionärs, wird gemunkelt, als müsste man sich für den Namen Heberlein schämen. Ein wolkenbruchartiges Unwetter um 16 Uhr 30 hat die eilige Aktion verhindert.

*

Wenn eine Epoche zu Ende geht, kehren die Mythen zurück. In Wattwil kursieren Anekdoten, aus dem Familienschatz der Nekrologe: Wie der junge Herr Dr. Georges, vom Turnerfest aus Turin heimkehrend, auf der obersten Brüstung des Mailänder Doms den Handstand machte. Oder wie der gleichaltrige Cousin Dr. Eduard beim Jassen mit seinem Studienfreund Jakob Schmidheiny zwei Güterwaggons voller Ziegel gewann. Jede

Bergspitze, jedes Blümlein habe er gekannt, deutsch und lateinisch, und jedes Schulkind auf der Strasse, mit seinem fabelhaften Gedächtnis, bis ins hohe Alter falsche Angaben in den Zeitungen korrigiert, eigenhändig mit seinem Bleistiftstummel, wird erzählt und – tatsächwahr – angeknüpft an die Geschichten aus den 20er Jahren, als die beiden Vettern der Gemeinde Wattwil das erste Krankenauto spendierten, das Volkshaus und eine Wohnkolonie. Als 1960 der Garnfärber ein Denkmal auf dem Dorfplatz erhielt, für «125 Jahre schöpferisches Schaffen und Wirken», wurde auch seinen Enkeln gedankt, dass sie es fertiggebracht hatten, eigene Interessen mit Gemeinnutz zu verbinden, indem sie den Lauf der Thur korrigierten, Flugpionier Walter Mittelholzer unterstützten und im Kantonsrat das Projekt der Bodensee-Toggenburg-Bahn vorantrieben, ja, sie beherrschten das Kunststück, gleichermassen im Verwaltungsrat der Schweizer Rentenanstalt und im lokalen Orchesterverein mitzuspielen, in der Ersparnisanstalt Toggenburg und der nationalen Handelskammer.

Für die nächste Generation, führend zwischen 1955 und 1975, wurde die Balance schwieriger. Als traditionsbewusstes Familienoberhaupt widmete der weltläufige Dr. Rudolf sich ebenso der Firmenkultur wie der lokalen Schulpflege und mehreren Aufsichtsratsmandaten im nationalen Banken- und Versicherungswesen. Bis zu seinem frühen Tod mit 57 Jahren hat er sowohl den Verwaltungsrat der Swissair geleitet als auch in der gemeinderätlichen Finanzkommission von Wattwil mitgearbeitet und jeden Sommer die Kinder im Bunt auf die Schulreise begleitet. Von klein auf habe er sich Höchstleistungen abgerungen, heisst es im Nachruf, als Schüler schon am selben Tag den Säntis und den Speer bestiegen und später mit beispiellosem Effort der Wattwiler Textilfabrik den Weg zur internationalen Holding gebahnt und fast nebenher die kränkelnden Gummiwerke Richterswil saniert, sie zur modernen Gurit ausgebaut. Ja, der Expansion schienen keine Grenzen gesetzt, als der gleichaltrige Cousin Dr. Georg, Oberst im Generalstab und Spezialist für Kriegsgeschichte, die Nachfolge antrat, mit grossartigen Projekten: Die neue Maschinenfabrik war nur als erste Etappe gedacht, zwanzig zusätzliche Kuben waren geplant, jeder so gross wie der Glaspalast, und ein Herr Kurmann, heisst es bis heute, habe vier-einhalb Jahre lang an einem firmeneigenen Atomkraftwerk getüftelt.

Auch Personalchef Pasqualini wüsste einiges zu erzählen. Wie er 1971 die Einweihung des Glaspalasts zu organisieren hat-

te und mit zunehmender Nervosität zum Tisch der Ehrengäste hinübersah. Kein Stossgebet konnte ihm helfen, ein Platz war frei geblieben, unentschuldigt, und dass es ausgerechnet der italienische Vizekonsul war, ein Landsmann, hat der Patron ihm noch wochenlang unter die Nase gerieben. Ja, und wie oft er abends in die Villa Heberlein gerufen wurde, immer durch den Hintereingang, um die vielen Schreiben aus Rom zu übersetzen. Mafia, Gesindel, habe der Chef gewettert und partout nicht begreifen wollen, dass es ausserhalb seiner Macht lag, den Uferweg vor dem eigenen Ferienhaus am Gardasee zu privatisieren.

Unweigerlich in solchen Geschichten bekommt Unheimliches einen seltsamen Glanz. Paternalismus seligen Angedenkens wird ins Vorbildliche gewendet, überlappt mit der Aktualität. Wo gebe es das heute, lärmt einer am Stammtisch, dass ein Schichtbetrieb es den Müttern erlaube, fünfzehn Minuten später zur Arbeit zu kommen, jahrein, jahraus, und eine Viertelstunde früher nach Hause. Dass ein Sozialplan freiwillig aufgestockt werde, um allen eine Durchhalteprämie von 6000 Franken zu entrichten und zudem ein erkleckliches Handgeld.

Acht Millionen kommen zur Auszahlung, abgestuft nach Alter und Dienstjahren. Für einen Neunundvierzigjährigen, der seit der Konfirmation bei Heberlein arbeitet, sind das 40 000 Franken.

*

Fast glaubt man an ausgleichende Gerechtigkeit, wenn Stefan Roos von seinem Einsatz berichtet. Er kennt sich aus in Krisengebieten, seit fünf Jahren tätig im RAV Sargans, dem öffentlichen Arbeitsvermittlungsbüro für das St. Galler Oberland, wo er schon einige Firmen im Liquidationsprozess zu begleiten hatte. Zur Verstärkung der Wattwiler Kollegen wurde er, kaum war die Hiobsbotschaft publik, am 19. Februar ins Toggenburg geschickt. Da war man auf einiges gefasst. 220 Kündigungen, dazu noch einige Stellenlose aus dem Entlassungsschub vom vergangenen Herbst, langjährige Mitarbeiter die meisten, aus diversen sogenannten Problemfeldern: Ältere, Ungelernte, Ausländer, schichtarbeitende Ehepaare, Mütter mit Teilzeitverträgen.

Um Doppelspurigkeiten zu vermeiden, hat Roos sich bei Heberlein einquartiert, Tür an Tür mit Gian Pasqualini, und eine Hotline eingerichtet. Sie lief tatsächlich heiss, wie durch ein Wunder, mit 290 Stellenangeboten innert vierzehn Tagen. Ausschliesslich für Heberlein-Leute, wurde betont, weil diese bekanntermassen tüchtig seien. Und obwohl längst nicht alle



Offerten sich eignen – die meisten suchten Mechaniker –, gab das einigen Auftrieb, sagt Roos, mit sichtlicher Freude, dass 211 Personen bis zum 31. Mai bereits einen neuen Arbeitsvertrag unterschrieben hatten.

Manches erinnert an einen Basar. So übernimmt die Seiden-druckerei in Mitlödi GL zwanzig Techniker, samt einer Maschine, Kundenkartei und Rezepturen für Bettwäsche und japanische Blusen. Auch der Vorarlberger Josef Otten wird eine Handvoll ehemaliger Heberlein-Spezialisten benötigen, um die gekaufte Designmarke «la linea» ins eigene Sortiment zu integrieren. Am meisten zu reden gab jener «Headhunter» der Firma Glas Trösch, der in Wattwil eine Equipe von fünfzehn Leuten zusammenstellte für eine neue Filiale in Gossau.

Stefan Roos ist nicht minder begabt im Taktieren. «Um nicht in den ersten zwei Wochen das ganze Pulver zu verschiessen», wie er es extra krass ausdrückt, habe er manches Päckli geschürt, diplomierte Techniker mit zuverlässigen Handlagern gepaart, mit älteren Jahrgängen oder einem Maschinisten, der nicht so gut Deutsch spricht. Und wo Roos nicht weiterwusste, konnte er sich auf die Menschenkenntnis von Personalchef Pasqualini verlassen. Ein ungewohntes Gespann, der draufgängerische RAV-Beamte und ein Mann der Privatwirtschaft mit vierzig Dienstjahren in derselben Firma, praktisch erfahren überdies in der Rolle eines alleinerziehenden Vaters, ja, er war es, der mitunter zum Bremsen mahnte. Weil es keinen Sinn hat, einen ehemaligen Bauern ohne Führerschein für ein Bewerbungsgespräch in der Winterthurer Agglomeration zu motivieren. Oder eine Mutter von zwei Schulkindern für einen Teilzeitjob am Rorschacherberg.

Um vertrackte Fälle will Gian Pasqualini sich nun selber kümmern und notfalls ein gutes Wort für sie einlegen, wenn im übernächsten Jahr die zwei Millionen aus dem Härtefonds zur Ausschüttung kommen.

*

Auf dem Parkplatz laufe ich einem zweiten Schulkollegen über den Weg. Er erinnert sich an seine Lehrlingszeit in den frühen 70er Jahren, als die Gewerbeschule zwei Mechanikerklassen für Heberlein-Stifte führte. Und die Firma habe zusätzliche Schulstunden angeboten, auch Kanufahrten und Skirennen, ein Sommer- und ein Winterlager zur sportlichen Betätigung, und samstagnachmittags Freizeitkurse im Modellbau und Möbelschreinern. Eine ganze Aussteuer habe man da zusam-

mengezimmert, erzählt er, und nun wird er die Werkstatt der Firma Heberlein auf eigene Rechnung weiterführen, unter dem Namen Allround Mechanic AG, zusammen mit einer Handvoll Heberlein-Kollegen. Zwei Spengler, zwei Schlosser, ein Bau-schreiner, ein Elektriker, und schön wär's, sagt er, wenn es gelänge, in den nächsten Jahren neue Arbeitsplätze zu schaffen.

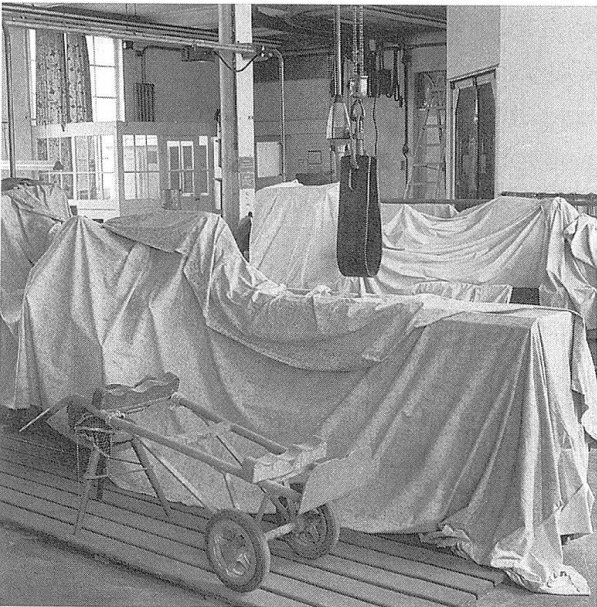
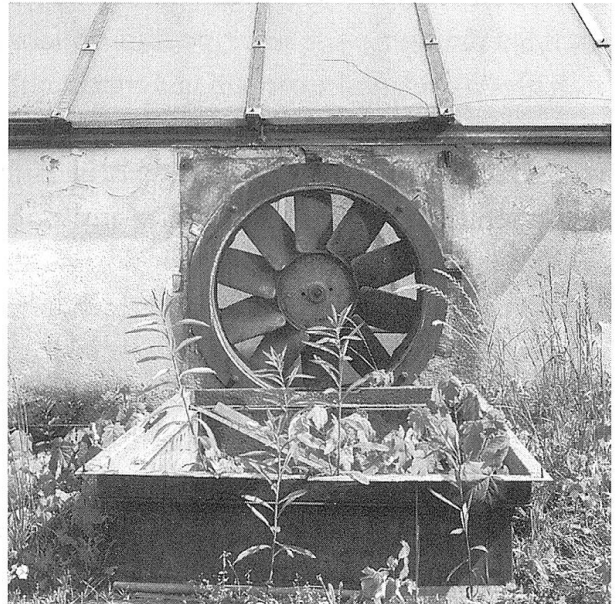
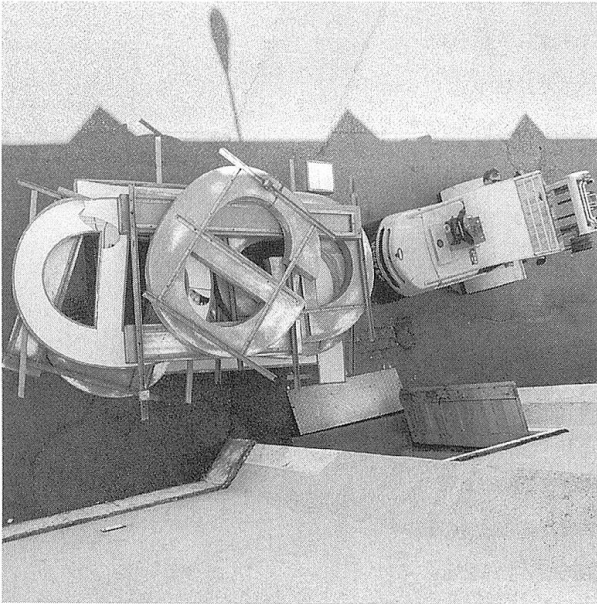
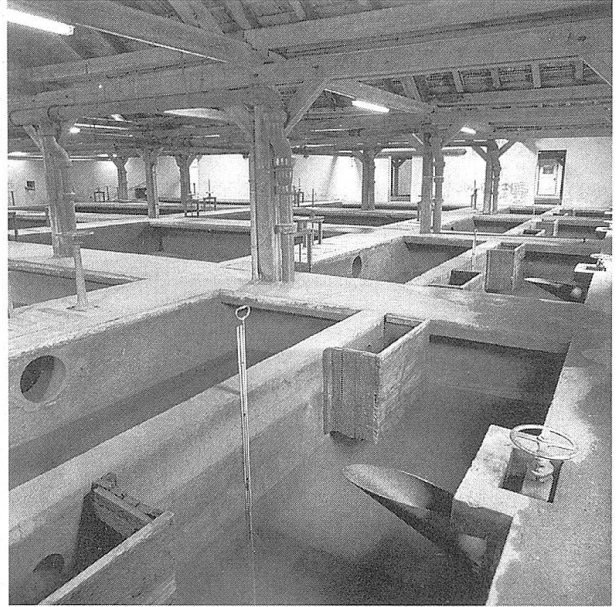
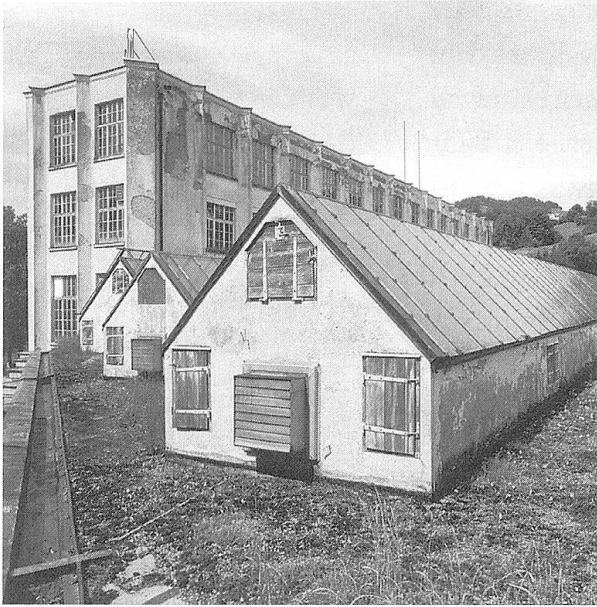
*

Wo immer Markus Haag als Gemeindepräsident auftritt, sucht er Zuversicht zu verbreiten. Jeder Einschnitt könne auch eine Chance sein, lautet tapfer sein Leitsatz, im Übrigen ist er überzeugt, dass Wattwil sich als Wohnort für Pendler bewähren wird. Mehrere Kündigungsschübe hat die Ortschaft in den letzten fünf Jahren überstanden, begünstigt durch eine Reihe von Standortvorteilen, wie Haag einer Umfrage entnimmt. Demnach hat die Gemeinde mit 8500 Einwohnern eine ideale Grösse, halb ländlich und trotzdem fast eine Stadt, verfügt über gute Einkaufsmöglichkeiten, ein optimales Bildungsangebot mit Gewerbe- und Kantonsschule, ein Spital, ist zudem Knotenpunkt im öffentlichen Verkehr. 25 Minuten sind es im Schnellzug nach St. Gallen oder bis Rapperswil, eine Stunde bis Zürich.

Was habe ich denn erwartet, frage ich mich, mit zunehmender Ungeduld. Visionen vielleicht, die niemand hören will, begreiflich, wenn es um naheliegende Fragen geht: Wie viele werden es durchhalten, täglich ins Glarnerland zu fahren, bei jedem Wetter nach Uzwil oder St. Gallen Winkeln? Ja, sagt Markus Haag, er wolle der Wohnqualität eine hohe Priorität einräumen und zusammen mit seinen Toggenburger Kollegen den Bau neuer Umfahrungsstrassen vorantreiben.

*

Die meisten werden pendeln, solange es irgendwie geht. Weil man hier eine günstige Wohnung hat, Verwandte, Kollegen mit Kindern in derselben Schulklasse, Freizeitgewohnheiten, Berge vor der Haustür, ist es das, was ans Toggenburg bindet? Der eigene Garten, eine Landschaft, die ans Kreative rührt, und nicht zu vergessen die Kultur: das Chössi-Theater, Studiofilme im wiederbelebten Landkino, vielseitige Musiktraditionen, neue Verbindungen zwischen den Genres, Experimente, mit einer Ausstrahlung über das Tal hinaus. Entzückt wird in überregionalen Feuilletons zur Kenntnis genommen, wie das kleine Wattwil von sich reden macht mit seinen Schriftstellern Urs Richle und Peter Weber, dem Komponisten Bo Wiget. Auch wenn sol-



ches Schaffen ökonomisch nicht ins Gewicht fällt, wäre es doch ein sichtbares Indiz, dass aus eigenem Vermögen etwas entsteht. Dass Neues sich regt talaufwärts, wo «Die Regierung» wohnt und der Musiker Peter Roth mit seinen Chören. Oder im Glaspalast, der seit den 80er Jahren stockwerkweise von Kleinunternehmern bewirtschaftet wird – mit Werkstätten für Elektrogeräte, Brandschutzhelme, Wasserhahnsensoren, Flugzeugfensterpoliermaschinen – so genannten Nischenbetrieben, die jetzt dem einen und andern Heberlein-Mitarbeiter Unterschlupf bieten.

*

Gut zehn Minuten bräuchte ein Wanderer, um das Heberlein-Gelände zu umrunden. Zeit genug, um Anflüge von Zweckoptimismus zu verscheuchen, angesichts der Fabrikanlage zumal, die bis zum Herbst leergeräumt werden soll. Dann erst ist in vollem Ausmass ersichtlich, was saniert und was abgebrochen werden muss.

Gurit-Heberlein käme es gelegen, den ganzen Komplex zu verkaufen, en bloc am liebsten oder doch an zwei, drei Hauptinteressenten, auf keinen Fall aber schopfweise, wie Rudolf Wehrli es ausdrückt, um einen Schrebergarten zu vermeiden. Wahrscheinlich wird es auf einen Mittelweg hinauslaufen, nachdem erste Vorschläge sich als problematisch herausgestellt haben. Mit einem neuen Einkaufszentrum würden die Geschäfte an der Wattwiler Bahnhofstrasse konkurriert, Erlebnisgastronomie und Softwarebuden vermögen beim besten Willen nicht 55000 Quadratmeter zu füllen. Auch ernstgemeinte Anfragen stiessen bislang auf wenig Gegenliebe: Ein Pneulager, eine Modelleisenbahnschau, eine Behinderten-WG, ein kleiner Baumarkt.

Weil man andererseits nicht endlos auf potente Investoren warten will, wurde vor den Sommerferien eine Kommission gebildet, bestehend aus Vertretern des Konzerns, der kantonalen Wirtschaftsförderung und Gemeindebehörden, und gleichzeitig ein Planungsbüro mit einer Projektstudie beauftragt, wie mir am Telefon Peter Lieberherr erläutert, stellvertretend für Rudolf Wehrli. Er rechnet mit einem Zeithorizont von drei bis fünf Jahren und einem namhaften Betrag. Um qualitativ hochstehende Arbeitsplätze zu schaffen, fügt er bei, ein zukunftsgerichtetes Wattwil, das sei es, was die Jugend braucht; ja, nicke ich stumm in den Hörer.

Erschienen auch in der NZZ vom 4./5. August 2001

